

Unverkäufliche Leseprobe aus:

László Végel

Exterritorium

Szenen vom Ende des Jahrtausends

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Erste Szene

*Siegesfeuerwerk – Rasierschaum, Rasierklingen, Zahnpasta, Zahnbürste,
Pyjama – Schwejk – Knisterndes Radio – Volksfest – Čevapčići*

Im Süden über Újvidék erstrahlte der nächtliche Himmel in roten, gelben und grünen Farben, bunte Flammensäulen schossen aus der Erde empor, doch die Erde erzitterte nicht. Du betrachtetest den Himmel vom Hof deines Hauses mit Garten in Temerin wie so oft während der Luftangriffe. Es war gegen Mitternacht, der Himmel war wolkenlos, die Blätter an den Bäumen regten sich nicht. Ein Wetter wie geschaffen für einen Luftangriff. Oben zuckten verspielt bunte Raketen, die Flugabwehrkanonen grollten furchterregend. Aber es dröhnten, raunten keine Flugzeuge, nur die Hunde aus der Gegend kläfften, winselten unheilverkündend in Richtung des Firmaments. Und ohne den Tagesanbruch abzuwarten krächten die Hähne um Mitternacht im Chor.

Die Sirenen schwiegen, was natürlich nichts besagte, denn es kam oft vor, dass sie wegen einer Stromsperre stumm blieben, während die Bomber über den Städten kreisten. Häufig hörtest du zunächst den Einschlag der Raketen und Bomben und gleich darauf im Treppenhaus das Getrampel der nach unten flüchtenden Menschen aus den oberen Stockwerken. Erst im Anschluss heulten die Sirenen auf oder sie blieben gleich stumm. Die Bomber zogen über die Städte hinweg, erst nahmst du ihr monotones Geraune wahr, dann das Pfeifen einiger herabfallender Bomben, gefolgt von einem großen Donnern, zum Schluss verhallendes Geraune. Später begann dasselbe von vorn. Mal ganz nah, mal sehr fern, da konntest du dir nie sicher sein. Die Erde bebte, aber dir war, als hörtest du das Echo unterirdischer Donnerschläge. Schließlich

warfen die Bomber ihre Last ab, die Fensterscheiben klirrten, dann kehrte wieder Stille ein.

Bereits seit einer Woche hofftest du nur noch auf die Friedensverhandlungen, suchtest nachts auf der Kurzwelle nach Nachrichten aus Kumanovo. Auf der Frequenzskala für Kurzwellensender herrschte ein babylonisches Gewirr: Die NATO und die serbischen Offiziere verhandeln! Sie stellen sich stur. Eine Frage von Stunden! Eine Frage von Tagen! Wieder ist alles ins Wasser gefallen! Dann verhandelten sie wieder den ganzen Tag. In Belgrad Stille. In Belgrad stellte man sich stur. In den Straßen hallte es wider: Wir geben nicht nach! Auf einem ausländischen Fernsehsender konntest du folgende Bilder erhaschen: Serbische Offiziere kletterten, stürzten sich in die NATO-Zelte. Einer von ihnen blieb versteinert in der Mitte des Zeltes stehen, als sei er sich nicht ganz sicher, wo er sich befand. Beharrlich starrte er auf einen Punkt in der Ecke des Zeltes.

Im Schein der Raketen schimmerten die reifenden Sauerkirschen im Nachbargarten, die weißgetünchte Hauswand blitzte auf, doch das Laub des Nussbaums erzitterte nicht bei den Detonationen. Der Himmel funkelte wie zu Neujahr in New York. Ab und zu erhellte der Schein den wieder gerichteten Rasen, den du in diesen unheilvollen Tagen zeitweilig vernachlässigt hattest. Zum einen weil du dich mit Anikó monatelang in fremden Häusern, Wohnungen versteckt gehalten hattest – in achtzig Tagen hattet ihr neunmal die Wohnung gewechselt –, zum anderen wegen der Stromausfälle. Doch am meisten wohl deshalb, weil dir die innere Ruhe fehlte, die zur Rasenpflege nötig war. Rasierschaum, Rasierklinge, Zahnpasta, Zahnbürste, Pyjama blieben in der Reisetasche, und an den Rasen dachtest du nicht.

Das Gras wurde lang, die Halme vergilbten, während ihr euch auf Bauernhöfen, in untervermieteten Zimmern in der Stadt, in einer Kellerwohnung unter bosnischen Roma versteckt hieltet. Du packtest den Pyjama aus deiner Tasche und

gingst ans Fenster, um Ausschau nach dem Leben zu halten. Noch nie erschien dir das Leben so nah wie durch das Fenster. In diesen Schutzräumen lerntest du die Welt des Krieges besser kennen als aus der Presse, aus den ausländischen und inländischen Nachrichtensendungen oder als sonst im Alltag.

Du versuchtest, die Ereignisse zu verstehen und kamst zu der Einsicht, dass die Geschichte, deren Teil du warst, nicht nur von einem Krieg handelte, sondern von vielen, von jenen vergangenen, an die du dich nicht erinnern konntest, die deine Eltern und Großeltern durchlebt, aber nicht hatten beenden können. Sie hatten den Hahn nicht fest genug zugedreht, deshalb leckte er, Tropfen für Tropfen. Jetzt schien es nicht mehr möglich, ihn zuzudrehen. Er war eingerostet. Alles war eingerostet. Ganze Generationen hatten euch verheimlicht, dass sie nicht die Kraft gehabt hatten, auch nur einen einzigen Krieg zu beenden. Stets gab es Sieger und Verlierer, alles andere zählte nicht. Irgendwo hatte man die Karten ausgeteilt, darauf kam es an. Die Sieger wurden immer selbstherrlicher, die Verlierer hingegen hatten viel mehr büßen müssen, als wenn der Krieg wirklich beendet worden wäre.

Mit geschlossenen Augen beobachtetest du den frühlinghaft, azurblau strahlenden Himmel und die vor Angst aufgebrauchten Menschen. Du suchtest dir die Ereignisse heraus, so wie du in den letzten Jahren unter den wegzuworfenden Sachen ausgewählt hattest. Alles war wertlos geworden, das, was du gesammelt, geerbt, geschenkt bekommen hattest. Bestürzt erkanntest du, dass dein Notbedarf in einer kleinen Tasche Platz hatte. Dir wurde klar, dass sich alles wegwerfen ließ, nur hattest du es nie über dich gebracht. Nie hattest du das, was du wirklich brauchtest. Die überflüssigen Dinge um dich herum waren immer mehr geworden: Notizzettel, elektrische Kabel, verrostete Schraubenzieher, alte Gardinenstangen, Griffe, Kugelschreiber, vergilbte Fotografien, Bücher, Briefe von Freunden, Schrauben, zerbrochene Tassen, Hähne, löcherige Schuhe, Manuskripte, alte, unbrauchbare

Fotoapparate, Plattenspieler, für die es keine Ersatzteile mehr gab.

Du warfst dies und jenes nicht weg, warst dem Plunder gnädig, obwohl du wusstest, dass sich das Spielchen in einem Monat wiederholen würde. Doch nun gab es keinen Aufschub mehr, es war nicht mehr möglich, etwas zu entstauben, um es für eine Weile wegzulegen, wenn auch nur irgendeiner wirren Erinnerung wegen. In diesem Krieg ging es um deine Erinnerungen, deine Erfahrungen, dein Leben, er hatte deine Erfahrungen getötet. Er hatte dich ganz und gar entmündigt, dir blieb keine Zeit, und doch musstest du dein Leben von vorn beginnen: Alles übrige Wissen, das du dir in der Zwischenzeit angeeignet hattest, schien völlig überflüssig geworden zu sein. Nichtsdestotrotz versuchtest du zwischen deinen Erinnerungen auszuwählen. Vielleicht konntest du doch etwas retten, vielleicht war doch nicht alles so, wie du glaubtest. Vielleicht hatte es dir nur vor den Augen geflimmert, hattest du irgendeine Krankheit überstanden, Alpträume gehabt, halluziniert, vielleicht war also nichts von alledem wahr, waren die Menschen doch nicht so, wie sie dir erschienen.

Du ließt in der Abenddämmerung den Blick über den Rasen schweifen, so brach für dich in Temerin die Nacht des 10. Juni 1999 an. Im Städtchen schoss man wild um sich wie auf serbischen Hochzeiten. Du standest ratlos auf dem Hof, wusstest nicht, was du vom Lärm halten solltest; von der seltsamen Mischung aus dumpfem Flugabwehrkanonengedröhne, Maschinengewehrgeratter, Gewehr- und Revolvergeknatter. Du schaltetest schnell das Taschenradio ein. Kumanovo, wiederholte der Sender Freies Europa. Deine Vermutung stellte sich als wahr heraus: Die Sirenen waren deshalb stumm geblieben, weil die jugoslawische Luftabwehr den triumphalen Sieg über die NATO feierte. Tatsächlich hattest du schon seit Tagen die Frieden bringende Unterzeichnung des Abkommens von Kumanovo erwartet, es war auch zu erwarten ge-

wesen, dass die öffentliche Meinung in Serbien das als Sieg verbuchen, ja überschwänglich feiern würde. Aber würden die Menschen dieser Propaganda auch Glauben schenken, fragtest du dich.

Immer mehr verstärkte sich in der Gegend das Gewehrgeknatter. Dieses Freudenfest, dachtest du bei dir, führte in eine verblüffende, virtuelle Welt, aus der es keine Rückkehr gab. Es war ein Wagnis, das eine eingestandene Niederlage nicht verkraftete. Aber egal: alles oder nichts. Mochten doch alle zur Kenntnis nehmen, dass sich der Kosovo-Mythos erfüllt habe; Serbien hat Europa gegen Amerika verteidigt. Wie einst gegen die Türken. Europa war gerettet. Nun mischte sich auch Maschinengewehrgeratter in die Feierlichkeiten. Vor allem in den von Siedlern bewohnten Stadtteilen knatterten die Gewehre in leidenschaftlichem Rhythmus, mit diesem Geknatter, Gedröhne ließ sich der Freudentaumel am besten zum Ausdruck bringen.

Wie viele Waffen mochten sie in diesen Häusern versteckt halten, ging dir durch den Kopf. Wo bewahrten sie sie auf? Im Schuppen? Im Schlafzimmer? Sicherlich direkt neben dem Kommunistischen Manifest, das sich bekanntlich einer beinahe ebenso großen Beliebtheit erfreute wie das Gewehr. In den ungarischen Stadtteilen jedoch blieben die Fenster dunkel mit sorgenvollen Menschen dahinter, die wochenlang gesenkten Hauptes durch die Straßen geschlichen waren, in der Hoffnung, auf diese Weise keinen Zorn auf sich zu ziehen. Im abgedunkelten Zimmer, aus dem Fenster spähend, überstand man sogar den Krieg. Anderen aus dem Weg gehen, sich von gefährlichen Plätzen davonestehlen, an die Mauer geschmiegt, humpelnd den in Tarnuniform gesteckten Jugendlichen und mit allen Wassern gewaschenen stoppelbärtigen Patrioten ausweichen. Demut verlangte menschliche Größe, auch wenn ihr euch dabei moralisch besudeltet, stelltest du fest. Diese Selbstdisziplin, Angst und Größe gingen von den Häusern der Ungarn aus, die sich in Dunkelheit hüllten.

Viele namenlose Schwejks lauerten stumm, kauerten in den dunklen Zimmern, horchten, was auf der Straße passierte. Strom gab es zwar, aber in den umliegenden Häusern wurde das Licht nicht angemacht. Du konntest dir leicht denken, warum, denn auch wenn du unwillkürlich den Schalter betätigen wolltest, zogst du plötzlich die Hand zurück. Auch du wolltest lieber ein Schwejk bleiben!

Anikó folgte dir, tastete sich im Dunkeln auf den Hof hinaus, sie hatte ein paar Tage zuvor einen Verkehrsunfall gehabt, sie konnte sich kaum bewegen, dennoch schleppte sie sich hinaus. Frieden, sagtest du zu ihr und reichtest ihr den Arm. Sie sah dich nur ungläubig an. Sie musterte mit starrem Blick den Himmel, sie konnte ihren Hals kaum bewegen. Sie haben kapituliert, hörtest du aus dem Zimmer die Stimme des Sender Freies Europa. Ihr tastetet euch vorsichtig ins dunkle Zimmer, Anikó schlüpfte unter großen Schmerzen wieder ins Bett. Was feiern sie, fragte sie. Den Sieg, erwidertest du. Unmöglich, sprach sie vor sich hin. Deshalb feiern sie es, sagtest du leise.

Ihr saßt im Dunkel, rührtet euch nicht, kamt euch wie Gefangene des Unmöglichen vor. Das Unmögliche war dein Gefängniswärter geworden. Wer wusste schon für wie lange. Du zerbrachst dir den Kopf darüber, wie du dich am nächsten Tag in Gegenwart anderer auf der Straße benehmen solltest. Dir fiel nichts besseres ein, als endlich die Jeans ausziehen und den leichten Frühlingssakko in den Schrank zu stopfen. Du würdest dir wieder eine Jacke anziehen, dir eine Krawatte umbinden, dich also genauso verstecken wie zuvor. Du würdest zerstreut lächeln, wenn du beleidigende Worte hörtest. Du würdest abwesend sein. Du würdest immer seltener anwesend sein: Du würdest dich in deine Muttersprache einspinnen und darüber nachdenken, wie die Zeit an dir vorbeirauscht.

Das Radio knisterte, fortan interessierte es dich nicht mehr, was es von sich gab. Mitternacht war vorbei, auch in

den Straßen Belgrads wurde geschossen, auch die Hauptstadt feierte freudetrunken mit Waffengeratter. Salven auf das Unmögliche! Das Fernsehen berichtete ausführlich über die Ereignisse. Es steigerte den Siegestaumel bis zum Letzten. Das war ein gewaltiges Risiko, es schien zu suggerieren, der Krieg sei nur vorübergehend beendet. Es sei nur ein Waffenstillstand, sagen wir für fünf Jahre. Fünf Jahre! Reichlich Zeit! Am so genannten Kriegsende kamen dir diese 1800 Tage wie eine besonders lange Zeit vor. Auch dir blieb davon genug, um mit dem Unmöglichen zu ringen, denn es erschien dir wirklich unmöglich, dass die feiernden Massen tatsächlich an den Sieg glaubten. Sonst hätten sie ihn nicht mit Salven, sondern gerührt empfangen. So wie man es dem Unmöglichen schuldig war. Nein, hier ging es doch um etwas anderes. Aber was war dieses Andere? Es war weit mehr als nur Selbsttäuschung, es war irgendeine grausame Kraft, die wir flüchtig Lüge nennen könnten. Aber nur flüchtig. Weil es mehr war als eine Lüge: Es war betörend wie die Lüge, aber in einer erhabeneren Weise als die Wahrheit – und darin lag seine eigentliche Kraft.

Wenn es so war, und warum sollte es nicht so sein, war dieser Sieg nur eine der vielen erhabenen Lügen. Eine Lüge, an die man glauben musste, da sie noch stärker als der Glaube, als die Wahrheit war. Aber wenn du mitfeiertest, würde das gewiss ironisch wirken, denn du entlarvtest dadurch ungewollt die Lüge. Und darin wolltest du dich nicht verstricken, nicht nur wegen der Angst, sondern auch deshalb nicht, weil es nicht mehr deine Angelegenheit war. Lieber saß du in einem Gartenlokal, rührtest im Cappuccino, tatest so, als wärst du ein Intellektueller. Ein Intellektueller, den ganz andere Sorgen plagten, etwa die Geheimnisse der Seele, die sogenannten ewigen Fragen der Menschheit, die abstrakten Begriffe und rätselhaften Leidenschaften, wie man zu sagen pflegte. Du hattest diesen Balkankrieg ohnehin satt – wiederholtest du blasiert –, er war doch zu kleinlich und begann

immer wieder von neuem. Rede über etwas anderes! Über den Rasen, einen rätselhaften Traum, wundersame Visionen, über irgendetwas, was es nicht gab, und wenn man auch davon die Nase voll hatte, spiele deine letzte Karte aus: Du trägst gerade das Minderheitenkreuz, wie das in Budapest von dir erwartet wurde. Ziehe in eine Minderheitensiedlung nach Budapest und schreie es hinaus: Ich verteidige meine Selbstidentität. In der Siedlung, versteht sich, dort ließ sie sich leicht verteidigen. Das störte wenigstens keinen. Sie würden sich zwar taub stellen, aber dir wenigstens auf die Schulter klopfen. Nur erwähne ja nicht, dass du Augenzeuge eines Sieges warst, den die Angehörigen der Minderheiten in abgedunkelten Zimmern abwarten mussten, während sie erleichtert ihr Glück segneten. Erwähne ja nicht, dass sie glücklich waren. Obwohl das das Wichtigste war: Sie waren glücklich. Glückliche, einfältige Angehörige der Minderheiten! Sie machten eine Flasche Bier auf, die sie für diesen Anlass aufgehoben hatten. Und am Morgen schalteten sie wie üblich den Kanal von Duna-TV ein, wo sie sagten: Der hat es ihnen aber gegeben. Das machte sie noch glücklicher. Und hätte es erst Sekt gegeben!

Ja, Sekt! Du hattest Lust auf Sekt, nach zehn Jahren endlich mal wieder Sekt! Du hättest jetzt gern heimlich eine Flasche geleert, nur so aus der Flasche trinken. Nicht in der Siedlung in Budapest, sondern hier auf dem echten Schauplatz. Du würdest spüren, wie deine Zunge vom schäumenden Trank betäubt werden würde. Betäubung bräuchtest du, kein Schicksalskreuz. Süße Betäubung! Nicht das obligatorische Wehklagen, die ewige Liebedienerei. Nach schäumender, künstlicher Betäubung dürstete es dich. Ein Sektglass kam nicht in Frage. Aber das Bewusstsein dieses vollblütigen oder, wie sie es nannten, vitalen Überlebens wirkte nicht betäubend, sondern ermüdend auf dich; du wärst am liebsten ins Bett gefallen, sehntest dich schon seit Wochen nur nach Schlaf und startest doch mit weit geöffneten Augen aus dem Fenster;

während du der Schießerei und dem knisternden Radio lauschtest, dachtest du an den Sekt, damit deine Zunge betäubt wurde. Nach Bier war dir nicht zumute, du dachtest geradezu widerwillig an Bier, von dem du alle zehn Minuten pinkeln müsstest. Du wolltest nicht glücklich sein, denn eben noch standest du mitten im Hof wie eine reglose Geisel. Denn das warst du ja die ganze Zeit, und du wusstest immer weniger, warum und in wessen Namen. Das einzig authentische Verhalten hätte darin bestanden, den Rasenmäher herauszuholen und den Rasen sorgfältig in Ordnung zu bringen. Doch allein die Sorge, was die Nachbarn von dir denken könnten, hielt dich davon ab.

Auch am Tag darauf feierten die Menschen den Sieg. Du tatest recht daran, eine Jacke anzuziehen und dir eine Krawatte umzubinden. Das war deine authentischste Antwort auf diesen Krieg, diesen Sieg. Den ganzen Tag hattest du deinen Blick umherschweifen lassen und lächeltest zerstreut. Das Unmögliche brachte dich zum Lachen. Denn Stunde um Stunde verkündeten das serbische Radio und Fernsehen, dass Belgrad in der Nacht in Freudentaumel geschwommen sei, den Sieg gefeiert habe, die Bevölkerung auf die Hauptstraßen geströmt sei, die meisten natürlich im Auto, sie hätten Fahnen entrollt und Präsident Milošević hochleben lassen. Wie einst Marschall Tito. Auf den Straßen habe man Fackeln entzündet. Manche seien vor Freude in Tränen ausgebrochen. Ein Metzger habe frisch gegrillte *Ćevapčići* an die Bürger verteilt. Amüsiert hattest du in Újvidék das Nachkriegsvolkstanzfest verfolgt und konntest dich auch mit eigenen Augen vom Glück überzeugen.

Der Empfang war von schlechter Qualität, denn die Übertragungstürme waren zerbombt worden, aber die Stimme und die Erscheinung der Ansagerin strahlten Heiterkeit aus, während sie sich die platinblonden Haare richtete. Nach jedem Satz griff sie sich ans platinblonde Haar. Ihre heitere Stimme, ihr gekünsteltes Lächeln, das jetzt genauso falsch war wie vor

dem Krieg, machten die Absurdität der Nachricht verblüffend anschaulich. Auch damit erweckte sie den Eindruck, als sei nichts passiert. Und als würde auch nichts passieren. Anschließend folgten patriotische Lieder. Dann kamen wieder die Siegesreden an die Reihe. Dann wieder süßliche patriotische Lieder. Man blies sogar Kunstrauch auf die Bühne. Hin und wieder tauchten die Generäle auf und schilderten den einzigartigen Sieg. Man habe die modernste Armee der Welt genötigt, den Friedensvertrag zu unterzeichnen. Man habe in einem Zelt in Kumanovo die mächtige NATO in die Knie gezwungen. Die NATO-Offiziere hätten die Stifte herausgeholt und die Kapitulation unterzeichnet.

Der Ton klang natürlich und selbstverständlich, schließlich hatten die serbischen Generäle zehn Tage zuvor noch damit geprahlt, dass die jugoslawische Luftabwehr seit dem 24. März insgesamt vierundsiebzig Kampffjets, Hubschrauber und unbemannte Flugzeuge der NATO vernichtet habe. Die NATO-Flugzeuge purzelten nur so vom Himmel! Die Verluste auf serbischer Seite seien unerheblich, behaupteten die Armeevertreter. Die Lage des Aggressors verschlechtere sich von Tag zu Tag. Sie hätten nichts mehr zu bombardieren. Sie wüssten nicht, wo sie ihre mörderische Last abwerfen sollten. Der Kriegsberichterstatter zeigte vor laufenden Kameras stolz die Panzer, die aus dem Kosovo abzogen, sie glänzten vor Sauberkeit, nicht einen Kratzer hätten sie abbekommen.

Allein der weißrussische Präsident Aljaksandr Lukaschenko litt unter Schwermut: Auf dem Balkan habe nicht nur Milošević, sondern wir alle eine Niederlage erlitten, davon würden wir uns bald überzeugen können. Es habe ihn ein wenig getröstet, dass auch die NATO eine Niederlage erlitten habe, sagte er, dennoch suchten ihn schlechte Träume heim, denn er bot dem jugoslawischen Präsidenten für den Notfall großzügig seine Hilfe an, Weißrussland sei sogar bereit, ihm politisches Asyl zu gewähren. Doch damit verlor er in den Augen der feiernden Massen viel von seinem Ansehen, das im-

sante Bild, das im Staatsfernsehen von ihm gezeichnet worden war, verblasste. Wo war noch jenes schlanke Staatsoberhaupt, das unter den schattigen Bäumen von Beli Dvor trotzig die serbische Garde abgeschritten hatte? Es war zusammengeschrumpft. Er wirkte ein bisschen feige oder zumindest opportunistisch. Er war so geworden, wie man in den überaus populären, neumodischen serbischen Volksliedern den dicklichen Jelzin darzustellen pflegte. Auf der Straße tönte es nämlich schon seit Monaten, dass sich Jelzin für vier Milliarden Dollar an Amerika verkauft habe, Serbien jedoch für kein Geld der Welt zu kaufen sei. Man könne ihm nicht das Rückgrat brechen. Für dieses Motto hätten sich die Wähler zehn Jahre zuvor entschieden.

Zehn Jahre! Das Jahrzehnt der Wunder! In den Straßen wog sich die Menge, ließ die kommunistischen Führer hochleben. Eine ganze Nation jubelte. Oft gab es keinen Treibstoff, dennoch rasten die Fahrzeuge durch die Straßen. Die Großmächte sperrten die Grenzen ab, dennoch gelangten die modernsten Waschmaschinen und Fernsehgeräte in die Schaufenster. Jetzt gab es Treibstoff schwarz so viel man brauchte. In der Nacht der Feierlichkeiten zum sagenhaften Sieg über die NATO rasten die Autos umher, niemand sparte an dem teuren Treibstoff. Den Fahrzeughaltern standen monatlich zwanzig Liter pro Kopf zu, den Rest musste man von ungarischen und rumänischen Schmugglern kaufen, und dennoch füllten sich die Stadtzentren mit hupenden Autos. Auch das zeigte, dass die in diesen zehn Jahren entstandene nationalistische Mittelklasse über die nötigen Devisen verfügte und die Schieber in den Nachbarstaaten nicht untätig waren. Die Fahnen flatterten, die Autos hupten. Die hochmütige Balkanseele hatte sich kein bisschen verändert. Ein Wunder war geschehen, wie immer. Jeden Tag, jeden Monat, jedes Jahr. Nur die Philister rechneten vor, dass das System schon morgen zusammenbrechen würde, räsionierten sie und prosteten sich zu. Und doch geschah es nicht! Die Apokalypse der Philister

blieb aus, die kalten Zahlenangaben besagten nichts. Es kursierte irgendein apokryphes Kapital im Land, nur das konnte erklären, dass es nun schon seit zehn Jahren unzerstörbar war. Seit zehn Jahren prophezeiten die gelehrten Ökonomen den völligen Bankrott, verkündeten den endgültigen Zusammenbruch, wiederholten neunmalklug, mit knurrendem Magen würde das Volk die Führung schon vertreiben. Mit knurrendem Magen würde sich das Volk den Sieg schon erkämpfen. Es kam nicht so. Es gab Wichtigeres für die Volksseele als die Freiheit, die würde man in den Geschichtsbüchern schon verklären, ob es sie gegeben hat oder nicht. Irgend-einen Rettungsring gab es immer, irgendetwas fand sich immer, und wenn es nicht mehr war, als man zum Essen und zum Trinken brauchte und um die Ökonomen lächerlich zu machen.